

PAPST FRANZISKUS
HOFFE

PAPST FRANZISKUS

MIT CARLO MUSSO

HOFFE

DIE AUTOBIOGRAFIE

Aus dem Italienischen

von Elisabeth Liebl



Die Originalausgabe von »Hoffe. Die Autobiografie« erscheint 2025
zeitgleich unter dem Titel »SPERA. L'autobiografia« bei Mondadori Libri.

© 2025 Mondadori Libri S.p.A., Milano

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Alle zitierten Bibelstellen: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift,
vollständig durchgesehene und überarbeitete Ausgabe © 2016 Verlag
Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten.

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im
Einzelfall nicht möglich gewesen sein, werden wir uns bemühen,
begründete Ansprüche zu erfüllen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage 2025

Copyright © 2025 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlag: Verlagsgruppe Penguin Random House GmbH, München,
nach der Originalvorlage von Mondadori Libri

Umschlagmotiv: © Stefano Spaziani

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37353-6

www.koesel.de

INHALT

Einführung: Alles entsteht, um zu erblühen	9
Vorwort	11
1 Die Zunge soll mir am Gaumen kleben	16
2 Ich muss schon allzu lange wohnen bei Leuten, die den Frieden hassen	26
3 Die Gaben einer gesunden Unruhe	47
4 Fast am Ende der Welt	60
5 Je mehr wir sind, umso besser	74
6 Wie ein gespanntes Seil	93
7 Ich spielte auf seinem Erdenrund	105
8 Das Leben ist die Kunst der Begegnung	115
9 Der Tag geht pfeilschnell vorüber	125
10 Sie erkannten sich von Weitem	136
11 Wie der Mandelzweig	144
12 Sie verschlingen mein Volk, als wäre es Brot	153
13 Niemand findet das Heil allein	172
14 Mit den tiefinnersten Schwingungen gehen	187

15	Der einzige Weg, um ganz Mensch zu werden	201
16	Wie ein Kind auf dem Arm seiner Mutter	215
17	Damit du dich erinnerst und dich schämst	238
18	Alle hinaus und alle herein	256
19	Die Wanderung durch dunkle Täler	272
20	Dein Stock und dein Stab geben mir Halt	288
21	Der Skandal des Friedens	306
22	An der Hand eines unbesiegbaren Mädchens	323
23	Nach dem Ebenbild eines lächelnden Gottes	336
24	Denn die besten Tage liegen noch vor uns	348
25	Ich bin nur ein Schritt	369
	 Kurze Bemerkung des Co-Autors	 379
	Quellen	382

Aufrecht und ehrlich – sie sind, wonach sie aussehen: Quadratschädel mit ruhiger Hand und echtem Schneid. Sie sagen nicht viel, wissen aber, wovon sie reden. Und sie kommen weit, auch wenn sie langsam gehen.

Nino Costa

Aber es sprechen viele Anzeichen dafür, dass die Zukunft in solcher Weise in uns eintritt, um sich in uns zu verwandeln, lange bevor sie geschieht.

Rainer Maria Rilke

Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.

Erster Brief an die Korinther

EINFÜHRUNG

ALLES ENTSTEHT, UM ZU ERBLÜHEN

Das Buch meines Lebens ist die Erzählung von einem Weg des Hoffens, den ich mir nicht vorstellen kann ohne meine Familie, meine Leute und die Kinder Gottes weltweit. Und so treten uns auf jeder Seite, bei jedem Schritt Menschen entgegen, die mich auf diesem Weg begleitet haben, die mir vorangegangen sind und die mir nachfolgen werden.

Eine Autobiografie ist keine Literatur nur für uns, sondern eher eine Art Reisetasche. Die Erinnerung ist nämlich nicht nur das, was uns von früher einfällt, sondern auch das, was uns jetzt umgibt. Und es geht nicht nur darum, was einmal war, sondern auch darum, was sein wird. Die Erinnerung ist eine Gegenwart, die niemals aufhört zu vergehen, wie ein mexikanischer Dichter sagt.

Es scheint das Gestern gewesen zu sein, dabei ist es das Morgen.

Man sagt ja immer, wir sollten »abwarten und hoffen«. Im Spanischen bedeutet das Wort *esperar* gleichzeitig »hoffen« und »warten«. Doch die Hoffnung ist vor allem die Tugend der Bewegung, der Motor der Veränderung: Sie ist die Spannung, die Erinnerung und Utopie verbindet, damit wir daraus tatsächlich jene Träume verwirklichen können, die uns erwarten. Und wenn ein Traum an Kraft verliert, dann müssen wir zurückkehren, um ihn von Neuem zu träumen, in neuen Formen, sodass wir der Glut der Erinnerung mit unserem Hoffen neues Feuer einhauchen.

Wir Christen müssen wissen, dass die Hoffnung uns niemals täuscht und trügt: Alles entsteht, um in einem ewigen Frühling zu erblühen.

Und am Ende sagen wir nur: Ich kann mich an nichts erinnern, worin Du nicht immer schon gewesen bist.

VORWORT

Es heißt, man habe einen so gewaltigen Stoß verspürt wie bei einem Erdbeben. Die gesamte Reise war begleitet von starken und unheilswangeren Erschütterungen und »die Schieflage des Schiffes war so stark, dass wir morgens die Tassen mit dem Milchkaffee nicht einfach abstellen konnten, weil sie sonst umgefallen wären«. Aber das war noch mal etwas anderes: Es wirkte eher wie eine Explosion, eine Bombe. Die Passagiere kamen aus den Salons und Kabinen und verteilten sich auf den Decks, weil sie wissen wollten, was da los war. Es war schon spät am Nachmittag und der Bug des Schiffes steuerte auf die Küste Brasiliens zu, auf Porto Seguro. Es war jedoch keine Bombe, sondern ein dunkel grollender Donner. Der Dampfer setzte seine Fahrt fort, aber nur unter großen Schwierigkeiten. Er machte Sprünge wie ein bockendes Pferd, er schlingerte wild hin und her und wurde dabei immer langsamer. Ein Mann, der sich später stundenlang an einem Balken festhalten konnte, erzählte, man habe deutlich gesehen, wie die gebrochene linke Antriebswelle samt Schiffsschraube plötzlich ins Wasser rutschte. In Gänze. Das schlug dem Rumpf eine tiefe Wunde: Das Wasser strömte mit Macht hinein, überschwemmte den Maschinenraum und würde bald den Laderaum erreichen, denn auch die Schotten schienen nicht richtig dicht zu machen.

Man erzählt, dass die Mannschaft versuchte, das Leck mit Metallpaneelen zu schließen. Vergeblich.

Und man berichtet, dass die Orchester den Befehl erhielten, weiterzuspielen. Ohne Unterbrechung.

Das Schiff neigte sich immer stärker, es wurde allmählich dunkel, und das Meer dehnte sich endlos in alle Richtungen.

Als klar wurde, dass die Passagiere sich wohl kaum noch mit Ansagen würden beruhigen lassen, gab der Kapitän den Befehl, die Maschinen zu stoppen. Er ließ die Sirenen laut Alarm geben, und die Funker setzten die ersten SOS-Signale ab.

Diese Signale wurden von mehreren Schiffen aufgefangen, zwei Passagierschiffen und sogar zwei Ozeandampfern, die alle in der Nähe waren. Sie kamen dem Schiff sogleich zu Hilfe, mussten jedoch eine gewisse Distanz halten, weil eine gewaltige weiße Rauchsäule vermuten ließ, dass die Dampfkessel in Kürze explodieren würden.

Der Kapitän stand mit dem Megafon auf der Brücke und versuchte verzweifelt, die Passagiere zur Ruhe zu mahnen und die Platzverteilung auf den Rettungsbooten zu koordinieren. Frauen und Kinder zuerst. Aber als es Nacht wurde und der Neumond kein Licht gab und auch noch die elektrische Beleuchtung auf dem Schiff ausfiel, eskalierte die Lage schnell.

Man ließ die Rettungsboote zu Wasser, aber das Schiff neigte sich mittlerweile zu stark: Einige der Boote gingen auf der Stelle unter, weil sie am Rumpf zerschellten. Andere waren so marode, dass sie ihren Zweck nicht mehr erfüllten: Wasser drang ein, und die Passagiere mussten die Boote mit Hüten ausschöpfen. Wieder andere kenterten in den Wellen oder gingen unter, weil sie überfüllt waren. Viele der Handwerker und Bauern aus Tälern und Ebenen hatten noch nie das Meer gesehen. Sie konnten nicht schwimmen. Gebete und Schreie überlagerten einander.

Panik brach aus. Viele Passagiere fielen oder sprangen ins Meer und ertranken. Einige, so hieß es, hätten sich verzweifelt aufgegeben. Andere, so schrieb später die Lokalpresse, wurden von Haien lebendig verschlungen.

In diesem Inferno kam es zu allerlei Kämpfen, aber auch zu bemerkenswerten Gesten des Mutes und der Opferbereitschaft. Ein junger Mann, der Dutzenden Menschen geholfen hatte, bekam einen Rettungsring und wartete, bis er an der Reihe war, ins Meer zu springen. Da sah er einen alten Mann, der nicht schwimmen konnte und keinen Platz in einem der Boote bekommen hatte: Der bat ihn um Hilfe. Der junge Mann streifte ihm seinen Rettungsring über und sprang mit ihm ins Meer, um das nächste Boot zu erreichen. Er paddelte wie wild, als sich aus den Wellen spitze Schreie erhoben: »Haie! Die Haie!« Der junge Mann wurde angegriffen. Einer seiner Gefährten schaffte es, ihn in eines der Rettungsboote zu ziehen, doch seine Verletzungen waren zu schwer. Kurz darauf starb er.

Als die Überlebenden seine Geschichte erzählten, war ganz Argentinien erschüttert. In seinem Heimatort in der Provinz Entre Ríos benannte man eine Schule nach ihm, dem Sohn eines Migranten aus dem Piemont und einer Argentinierin. Er war gerade einmal zwanzig Jahre alt und hieß Anacleto Bernardi.

Weit vor Mitternacht war das Schiff mit Wasser vollgelaufen. Der Bug stellte sich senkrecht auf und versank mit einem lauten Seufzer, der beinahe klang wie der eines Tieres, in über 1400 Meter Tiefe. Mehrere Augenzeugen berichteten übereinstimmend, dass der Kapitän bis zum Schluss an Bord blieb und die Orchester die Marcia Reale, die damalige italienische Nationalhymne, spielten. Sein Leichnam wurde nie gefunden. Kaum begann das Schiff sinken, war das Knallen von Pistolenschüssen zu hören. Es heißt, die Offiziere, die das Menschenmögliche für die Passagiere getan hatten, hätten beschlossen, einander das Schicksal des Ertrinkens zu ersparen.

Einige Rettungsboote schafften es zu den Schiffen in der Nähe, die ihrerseits Rettungsboote zu Wasser gelassen hatten. Gemeinsam gelang es, mehrere Hundert Personen zu retten.

Das Bergen der wenigen Überlebenden, die nach Kräften versuchten, sich über Wasser zu halten, dauerte bis spät in die Nacht

hinein. Als noch vor dem Morgengrauen brasilianische Schiffe am Unglücksort ankamen, wurden keine Überlebenden mehr gefunden.

Dieses Schiff von fast 150 Metern Länge war zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Stolz der Handelsmarine gewesen, der prestigeträchtigste Ozeandampfer der italienischen Flotte. Er hatte wichtige Persönlichkeiten über den Atlantik getragen wie Arturo Toscanini, Luigi Pirandello und Carlos Gardel, die Legende des Tango Argentin. Doch diese Zeiten waren lange vorüber. Es hatte einen Weltkrieg gegeben, und Verschleiß, Nachlässigkeit und schlechte Wartung hatten das Ihrige getan. Mittlerweile galt das Schiff wegen seines wackeligen Zustandes als *balaina*, als *Ballerina*. Als es zu seiner letzten Reise auslief, hatte es, trotz der Bedenken seines Kapitäns, mehr als 1200 Passagiere an Bord, hauptsächlich Migranten aus dem Piemont, aus Ligurien und dem Veneto. Auch Menschen aus den Marken, der Basilikata und aus Kalabrien.

Laut Aufzeichnungen der damaligen italienischen Behörden verloren bei dieser Katastrophe nur etwa dreihundert Menschen ihr Leben, vor allem Mitglieder der Besatzung. Doch die Zeitungen in Südamerika nannten weit höhere Zahlen, mehr als das Doppelte. Dazu gehörten auch die blinden Passagiere, einige Dutzend Emigranten aus Syrien und mehrere Erntehelfer, die Italien wieder verließen, um den Winter in ihrer südamerikanischen Heimat zu verbringen.

Doch wie sehr das Regime die Katastrophe auch herunterspielen mochte, dieser Schiffbruch war die *Titanic Italiens*.

Ich weiß nicht, wie oft ich die Geschichte dieses Schiffes gehört habe, das den Namen der Tochter von König Vittorio Emanuele III. trug. Auch sie fand, viele Jahre später, ein tragisches Ende im Lager von Buchenwald, gegen Ende eines zweiten schrecklichen Krieges. Die *Principessa Mafalda*. Diese Geschichte erzählte man in unserer Familie immer wieder.

Man erzählte sie im Viertel.

Die Lieder der Migranten diesseits und jenseits des Ozeans sangen ihre Geschichte: »Von Italien aus brach *Mafalda* auf mit mehr als tausend Passagieren ... Väter und Mütter umarmten ihre Kinder, die in den Wellen den Tod fanden.«

Meine Großeltern und ihr einziges Kind, Mario, der junge Mann, der mein Vater werden sollte, hatten Fahrkarten für diese lange Überfahrt, für dieses Schiff, das am 11. Oktober 1927 von Genua auslaufen sollte Richtung Buenos Aires.

Aber sie gingen nicht an Bord.

So sehr sie sich auch bemüht hatten, es war ihnen einfach nicht gelungen, ihre Habseligkeiten rechtzeitig zu verkaufen. Schließlich mussten die Bergoglios notgedrungen die Schiffspassage umbuchen und die Fahrt nach Argentinien aufschieben.

Aus diesem Grund bin ich heute hier.

Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft ich der Göttlichen Vorsehung noch zu danken hatte.

DIE ZUNGE SOLL MIR AM GAUMEN KLEBEN

Schließlich fuhren sie doch los.

Die Großeltern hatten ihre wenigen Habseligkeiten in Bricco Marmorito im ländlichen Piemont verkaufen können und kamen am Hafen von Genua an, wo sie, ohne Rückfahrkarte, an Bord der *Giulio Cesare* gingen.

Sie warteten, bis sich die Passagiere der ersten Klasse eingeschifft hatten und man die der dritten Klasse aufrufen würde, für die sie Fahrkarten hatten. Kaum hatte das Schiff das offene Meer erreicht und die Lichter des Leuchtturms, des alten *Torre della Lanterna*, waren am Horizont verloschen, wussten sie, dass sie Italien nie wiedersehen würden. Sie mussten ihr Leben auf der anderen Seite der Welt neu beginnen.

Man schrieb den 1. Februar 1929. Es war einer der kältesten Winter, die das Jahrhundert erleben sollte: In Turin zeigte das Thermometer 15 Grad unter null, und in anderen Teilen des Landes fiel es sogar bis auf minus 25 Grad. Federico Fellini nannte dieses Jahr in einem seiner Filme »das Jahr des ewigen Schnees« (*L'anno del nevone*). Ganz Europa lag unter einem dicken Mantel aus Schnee, vom Ural bis zur Mittelmeerküste. Selbst auf der Kuppel des Petersdoms leuchtete weiß der Schnee.

Als das Schiff nach zwei Wochen Fahrt und Zwischenstopps in Villefranche-sur-Mer, Barcelona, Rio de Janeiro, Santos und

Montevideo endlich den Hafen von Buenos Aires erreichte, trug meine Großmutter Rosa trotz der feuchten Wärme von fast 30 Grad immer noch den guten Wintermantel, mit dem sie aufgebrochen war. Wie damals üblich, hatte sie einen Fuchspelz als Kragen angenäht. Und eben da, zwischen Stoff und Leder, hatte sie ihren gesamten Besitz eingenäht, alles, was sie hatten. Und sie trug den Mantel weiter, wie eine Uniform, auch nachdem sie von Bord gegangen waren und an der Mündung des Paraná ein weiteres Schiff bestiegen, das sie noch mal 500 Kilometer tiefer ins Landesinnere trug, zu ihrem eigentlichen Ziel. Erst da entschied *la luchadora*, die Kämpferin, wie man sie nannte, dass sie jetzt nicht mehr auf der Hut sein musste.

Am Zielhafen wurden alle drei registriert als *migrantes ultramar*, Migranten von jenseits des Ozeans. Großvater Giovanni, der ursprünglich Bauer gewesen war, es aber dann geschafft hatte, ein Café mit Bäckerei zu eröffnen, wurde als *comercio*, Händler, geführt, seine Frau Rosa als *casera*, Hausfrau, und ihr Sohn Mario, mein Vater, der zur großen Zufriedenheit seiner Eltern ein Diplom in Buchführung erworben hatte, als *contador*, Buchhalter.

Unzählige Menschen hatten zusammen mit ihnen diese lange Reise der Hoffnung unternommen. Millionen und Abermillionen zogen im Laufe eines Jahrhunderts von Italien nach *La Merica*, in die Vereinigten Staaten, nach Brasilien und vor allem nach Argentinien. Allein in den vier Jahren vor dem schicksalhaften 1929 wanderten zweihunderttausend Italiener nach Buenos Aires aus.

Die Erinnerung an den schrecklichen Schiffbruch der *Ma-falda* war noch frisch, dabei war sie noch nicht einmal das einzige Schiff, das seit Ende des letzten Jahrhunderts von diesem Los ereilt werden sollte. Es waren die Jahre des »*Mamma mia, dammi cento lire che in America voglio andar*«, wie es in dem tausendfach von Migranten gesungenen Volkslied heißt, das ebenfalls von schiffbrüchigen Auswanderern erzählt. In diesen Jahren

war auch die saisonale Völkerwanderung besonders stark. Die Menschen brachen im Herbst von Genua aus auf, kaum dass die Erntesaison in Italien vorüber war. Dann verdingten sie sich als Erntehelfer auf der südlichen Hemisphäre, wo der Sommer erst anfang. Häufig kamen sie erst im Frühjahr wieder nach Hause zurück und hatten ein paar Hundert Lire verdient, die jedoch meist in den Taschen der Organisatoren und Vermittler landeten. Wenn diese bezahlt waren, kam noch das Geld für die Überfahrt hinzu, dann blieben den Leuten nur noch wenige Lire übrig als Lohn für vier oder fünf Monate Schwerarbeit.

Aber auch der Tod war auf der Überfahrt ein häufiger und wenig willkommener Begleiter. So starben auf der *Matteo Bruzzo* und *Carlo Raggio*, die 1888 von Genua nach Brasilien unterwegs waren, fünfzig Passagiere infolge von Hunger und Entbehrungen. Auf der *Frisca* erstickten mehr als zwanzig Passagiere unter Deck. 1893 mussten die Migranten auf der *Remo* feststellen, dass doppelt so viele Schiffskarten verkauft worden waren, als das Schiff Passagiere aufnehmen konnte. Bald raffte die Cholera unzählige von ihnen hinweg. Die Toten warf man einfach über Bord. Mit jedem Tag wurde die Zahl der Passagiere geringer. Und bei der Ankunft ließ man das Schiff nicht im Hafen anlegen. Und dann war da noch der Schiffbruch der *Sirio*, bei dem auf dem Weg nach Buenos Aires fünfhundert italienische Migranten ums Leben kamen. In den Volksliedern, die von den Hügeln des Piemont und den Akkordeons im Barrio erschallten, vermischten sich die Tragödien. Aus der *Sirio* wurde die *Mafalda* und umgekehrt. Neue Worte schmiegen sich in die Klänge der immer gleichen melancholischen Musik.



*Die Sirio, die Frisca, die Mafalda – die Tragödien
verschmolzen miteinander.*

Und doch machten sich die Menschen immer wieder auf diesen gefährlichen Weg. Meist von der Armut getrieben, manchmal auch vom Zorn. Um das eigene Los zu ändern oder der Tragödie eines Krieges zu entgehen, vor allem kurz bevor sich der Erste und Zweite Weltkrieg ankündigten. Um sich den Einberufungsbefehlen zu entziehen oder nachdem man dem Tod ins Angesicht geblickt hatte. Um die Familie wieder zu vereinen, um nicht mehr Not leiden zu müssen, um ein besseres Leben zu haben. Das ist keine neue Geschichte, es gab sie gestern, es gibt sie heute. »Schlechter als jetzt kann es mir nicht mehr gehen. Allerhöchstens werde ich dort genauso hungern wie hier. *Dighio ben?*«, sagt ein Emigrant in Edmondo de Amicis' Buch *Auf dem Ozean*. »Stimmt

es etwa nicht?« Auch er stammte aus dem Piemont, und sein bekanntestes Buch ist vermutlich *Herz. Ein Buch für die Jugend*.

Wer auswandern wollte, musste meist allerlei Schwierigkeiten auf sich nehmen und Opfer bringen, um sich einschiffen zu können. Fast immer, nachdem die Leute von den Immigrations-Agenten und -Subagenten angeworben wurden. Diese durchstreiften die Dörfer vor allem während der Volksfeste und priesen Amerika als neues »gelobtes Land«, in dem Milch und Honig flossen. Von der Auswanderungsbehörde bekamen sie für jede Familie, die sie überzeugen konnten, ihr Land zu verlassen, eine Prämie. Die Presse jener Zeit verglich sie teils mit Sklavenhändlern. Die Dörfer und Ortschaften wurden überschwemmt von Heftchen und gefälschten Briefen der Leute, die sich bereits aufgemacht hatten auf die andere Seite der Welt. Da wurde geschworen, dass ein Landarbeiter in Amerika, der infolge eines Arbeitsunfalls schwerbehindert war, so viel Entschädigung bekam, dass er sich leicht ein eigenes Stück Land kaufen konnte.

Für all jene, die diesem Lockruf folgten, bestand die erste Herausforderung darin, es überhaupt bis zum Hafen zu schaffen. Man verkaufte das Wenige, das man hatte, um die gierigen und meist skrupellosen Anwerber zu bezahlen, die sich in mehr als einem Fall mit dem Geld aus dem Staub machten, zumindest so lange, bis ein neues Gesetz solchen Machenschaften einen Riegel vorschob.

Der Weg zum Hafen war eine private Pilgerreise, die oft ganze Familien, manchmal sogar ganze Dörfer antraten: Man marschierte in einer langen Prozession, alle gemeinsam zum Klang der Glocken, die häufig auf die Schiffe mitgenommen wurden. Oft kamen die Leute einige Tage vor Ablegen des Schiffes im Hafen an und kampierten auf den Kais.

Einige erreichten das Land ihrer Sehnsucht nie, weil der Ozean sie zurückwarf oder verschlang.

Den vielen aber, die es schafften und in Buenos Aires an Land gingen, schlug die raue Wirklichkeit des *Hotel de Inmigrantes* entgegen. Es war wie eine Ohrfeige: eine riesige Baracke, in der sie, nachdem man sie untersucht, registriert und desinfiziert hatte, nicht länger als fünf Tage bleiben durften. In dieser Zeit mussten sie Arbeit in der Stadt oder auf den Feldern finden. So berichtet es zumindest der Korrespondent des *Corriere della Sera* zu Beginn des 20. Jahrhunderts: »In den letzten drei Tagen sind dreitausendachthundert Emigranten hier angekommen, die meisten davon unsere Landsleute. Das ›Hotel der Einwanderer‹ ist halb verfallen. [...] Man bezeichnet es als Hotel, dabei erhebt es sich auf der grenzenlosen, schlammigen Ebene, die sich zwischen dem schmutzigen, reißenden Río de la Plata und der Stadt erstreckt. [...] Der beißende Geruch der Karbolsäure kann kaum den Übelkeit erregenden Gestank überdecken, den der schmierige, schmutzige Fußboden und die alten Holzwände ausdünsten und der durch die offenen Türen hereindringt. Ein Gestank vom Elend eng aneinander gedrängter Menschenmassen. [...] Weiter oben tragen die Bretter die lebendigen Zeichen dieses Leidensweges: Spuren der Seelen, die ihn gegangen sind. Namen, Daten, Liebesbezeugungen, Flüche, Erinnerungen, Obszönitäten, die man in den Lack gekratzt oder mit Stiften aufgemalt oder mit Messern eingeschnitzt hat. Das Bild, das sich am häufigsten wiederholt, ist das Schiff.«

Es ist sicher kein Zufall, dass viele dieser Zeichen von der Vergangenheit künden, dem Heimweh. »Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich an dich nicht mehr denke«, sagen die Exilanten im Psalm, die sich an Jerusalem erinnern (Ps 137,6). Und auch die Heiligen Drei Könige drücken dasselbe Gefühl aus. Sie haben Heimweh nach Gott. Diese Haltung durchbricht jeden Konformismus und drängt uns zu der Veränderung, die wir ersehnen und brauchen. Das Heimweh ist ein gesundes Gefühl,

Heimweh nach den eigenen Wurzeln, denn ein Volk ohne Wurzeln ist verloren und ein Mensch ohne Wurzeln ist krank. Es gibt uns die Kraft, vorwärtszugehen, Frucht zu tragen und zu erblühen. Oder wie Francisco Luis Bernárdez, ein argentinischer Dichter, es ausdrückt: *por lo que el árbol tiene de florido vive de lo sepultado*. Alles, was am Baum erblüht, lebt von dem, was unter der Erde liegt.

Diese Darstellungen, diese Zeichen, diese Graffiti von gestern verweisen auf das Heute, auf andere Häfen, andere Meere.

Meine Leute hatten mehr Glück. Sie waren nach Buenos Aires gekommen, weil die Brüder meines Großvaters sie hergeholt hatten. Diese waren schon 1922 nach Argentinien gekommen und hatten sich ein schönes Auskommen geschaffen: Sie hatten als Arbeiter angefangen und die Straßen asphaltiert, die vom Hafen am Fluss hinein ins Land führten. Bald darauf gründeten sie ein Straßenbauunternehmen. Und dieses lief sehr gut. Nach ihrer Registrierung nächtigten meine Leute nicht im Hotel de Inmigrantes, sondern brachen sofort auf in die Region von Entre Ríos, bis in die Hauptstadt Paraná, wo sie von meinen Großonkeln sehnlichst erwartet wurden. Sie lebten in einem Haus mit vier Stockwerken, dem Palazzo Bergoglio, den sie selbst erbaut hatten. Es war das erste Haus in der Stadt, das einen Aufzug hatte. Jeder der Brüder bewohnte ein eigenes Stockwerk: Giovanni Lorenzo, Eugenio, Ernest und nun auch mein Großvater Giovanni Angelo. Nur zwei Geschwister meines Großvaters blieben im Piemont: Carlo, der Erstgeborene, und Luisa, die einzige Frau, die nach ihrer Heirat Martinengo hieß. Soweit es eben ging, war die Familie nun wieder vereint, und das war der Hauptgrund, warum meine Leute ausgewandert waren.

Mein Vater, damals ein junger Buchhalter, arbeitete als Geschäftsführer.

Aber nicht lange. Die Weltwirtschaftskrise von 1929 zog immer weitere Kreise. Der Präsident des Unternehmens, mein Großonkel Giovanni (Juan) Lorenzo, erkrankte an Leukämie und entwickelte ein Lymphosarkom. Als er starb, hinterließ er seine Witwe Elisa und drei Kinder. Die Gleichzeitigkeit der Weltwirtschaftskrise und der tödlichen Krankheit erwies sich als verhängnisvoll. 1932 mussten sie alles verkaufen: die Maschinen, das Unternehmen, das Haus, sogar die Kapelle am Friedhof. Meiner Familie blieb nichts mehr, sie verarmte schnell. Oder wie man von Menschen, die alles verloren haben, so sagt: *Mit einer Hand vorne und einer hinten* (mussten sie ihre Blöße bedecken, da sie kein Stück Kleidung mehr am Leib hatten).

Sie mussten einmal mehr von vorne anfangen, was sie auch taten. Mit der gleichen Entschlossenheit wie beim ersten Mal.

Aber davon ahnten mein Großvater, mein Vater und meine Oma, die in ihrem Wollmantel der Sommerhitze trotzte, noch nichts, als sie an jenem warmen Februarmorgen ihren Fuß zum ersten Mal auf argentinischen Boden setzten.

Ebenso wenig wie die Abertausende und Abermillionen Frauen und Männer, die ihnen auf diesem Weg vorangegangen waren oder ihnen folgen sollten. Handwerker, Holzfäller, Maurer, Bergmänner, Krankenschwestern, Schmiede, Schreiner, Schuhmacher, Schneiderinnen, Bäcker, Mechaniker, Glaser, Maler, Köchinnen, Hausangestellte, Eismacher, Friseurinnen, Steinhauer, Händler und Buchhalter und eine endlose Kolonne von Bauern und Landarbeitern. Sie brachten ihr Unglück mit, ihre Tragödien, die Wunden, die ihnen ihre Lebensbedingungen geschlagen hatten, aber auch ihre Energie, ihren Mut, ihr Durchhaltevermögen und ihren Glauben. Und eine Vielzahl von Talenten, die – wie es im Gleichnis im Matthäus-Evangelium heißt – nur darauf warteten, endlich Frucht tragen zu können. Wo sie die Gelegenheit dazu bekamen, da sollte dieses vom Unglück gezeichnete Heer

dazu beitragen, einen großen Teil jener anderen Seite der Welt aufzubauen, und tatsächlich geschah das häufig. *Rassa nostrana libera e testarda*, sollte es in einem Gedicht von Nino Costa heißen, »unsere Leute, dickköpfig und frei«. Costa war zu jener Zeit einer der wichtigsten Dichter des Piemont, der an gebrochenem Herzen starb, als man seinen Sohn, der sich im Zweiten Weltkrieg mit neunzehn den Partisanen angeschlossen hatte, tötete. Meine Großmutter Rosa bestand darauf, dass ich dieses Gedicht in piemontesischem Dialekt auswendig lernte: »O ihr argentinischen Ebenen, vom Getreide blond, [...] spürt ihr denn nie den Hauch des Monferrat? Hört ihr nie den Refrain der Berglieder?«, hieß es in diesem Gedicht, das den italienischen Auswanderern gewidmet war. Manchmal kehrten diese Menschen ja nach Italien zurück, und »das gesparte Geld beschert ihnen ein Haus oder ein Stück Land, auf dem sie ihre Kinder großziehen können«. Andere wiederum »verbannt ein Fieber oder ein Arbeitsunfall in ein ungeschmücktes Grab« auf einem fremden Friedhof, *un camp-sant foresté*, wie es im Piemonteser Dialekt heißt.

Auch aus diesem Grund hatte ich so viele Jahre später auf meiner ersten Reise, die mich aus dem Vatikan fortführen sollte, das Gefühl, nach Lampedusa zu müssen, diese winzige Insel im Mittelmeer, die zum Vorposten der Hoffnung und Solidarität geworden ist, aber auch zum Symbol für die Widersprüche und Tragödien der Auswanderung wie dem gewaltigen Friedhof des Mittelmeers, der viel zu viele Tote birgt. Als ich wenige Wochen zuvor vom so undsovielten Schiffbruch gehört hatte, ging mir diese Sache nicht mehr aus dem Kopf. Es war wie ein schmerzender Dorn im Herzen. Diese Reise war nicht vorgesehen, aber ich musste sie machen. Auch ich komme aus einer Migrantenfamilie. Mein Vater, mein Großvater, meine Großmutter waren wie so viele andere Italiener nach Argentinien ausgewandert und haben erlebt, wie es ist, wenn

man absolut nichts mehr hat. Auch ich hätte zu den Ausgeschlossenen von heute gehören können, daher trage ich im Herzen immer diese eine Frage: Warum sie und nicht ich?

Ich musste nach Lampedusa fahren, um dort zu beten, um ein Zeichen der Nähe zu setzen, um meine Dankbarkeit auszudrücken und den freiwilligen Helfern dort, den Menschen in dieser kleinen Ecke der Welt, ein Signal der Ermutigung zu bringen, denn diese Menschen zeigten anderen eine ganz konkrete Solidarität. Vor allem aber wollte ich unser Gewissen wecken und auf unsere Verantwortung verweisen.

Es gibt eine Komödie des spanischen Dichters Lope de Vega, in der die Einwohner des Dorfes Fuente Ovejuna dessen Statthalter töten, weil er ein Tyrann ist. Und sie stellen es so geschickt an, dass niemand herausbekommt, wer denn nun tatsächlich für seinen Tod verantwortlich ist. Als der vom König geschickte Richter fragt, wer den Statthalter getötet hat, antworten alle: »Fuente Ovejuna, Euer Ehren.« Alle und niemand.

Auch heute stellt sich diese Frage mit aller Eindringlichkeit: Wer ist für dieses Blutvergießen verantwortlich? Niemand! Wir alle geben dieselbe Antwort: Ich nicht, ich habe damit nichts zu tun. Das sind andere, aber ich nicht.

Angesichts dieser Globalisierung der Gleichgültigkeit, die uns alle zu »Ungenannten« macht, wie es in Manzonis Roman *Die Verlobten* heißt: zu Verantwortlichen ohne Namen oder Gesicht, die wir unsere eigene Geschichte und unser Schicksal vergessen haben und nun mit einer Angst konfrontiert sind, die uns verrückt zu machen droht. Über all dem liegt auf ewig die Frage, die Gott an Kain stellt: »Wo ist dein Bruder? Sein Blut schreit zu mir vom Ackerboden.«

ICH MUSS SCHON ALLZU LANGE WOHNEN BEI LEUTEN, DIE DEN FRIEDEN HASSEN

Migration und Krieg sind die zwei Seiten derselben Medaille. Wie es geschrieben steht: Die meisten Flüchtlinge gebiert der Krieg. Auf die ein oder andere Weise, denn auch der Klimawandel und die Armut sind zum Teil die schlimme Folge eines brutalen Krieges, den die Menschheit erklärt hat: gegen eine gerechtere Verteilung der Ressourcen, gegen die Natur, ja gegen den ganzen Planeten.

Die Welt von heute scheint jeden Tag elitärer zu werden, und jeder Tag springt mit den Ausgeschlossenen und Übergangenen noch grausamer um. Die Entwicklungsländer werden weiterhin ihrer besten natürlichen wie menschlichen Ressourcen beraubt, und das zugunsten einiger weniger privilegierter Märkte.

Während eine authentische Entwicklung inklusiv und fruchtbar ist, weil sie auf die Zukunft und auf künftige Generationen ausgerichtet ist, macht eine fehlgeleitete Entwicklung die Reichen noch reicher und die Armen ärmer. Immer und überall. Und den Armen verzeiht man nichts, nicht einmal ihre Armut. Sie können sich nicht erlauben, schüchtern oder mutlos zu sein. Sie werden als Bedrohung oder als unfähig wahrgenommen, niemand zeigt ihnen ein Licht am Ende des Elendstunnels. Mittlerweile gibt es in Theorie und Praxis sogar eine armenfeindliche Architektur,

damit man sie sich vom Leib halten kann. Ja, man vertreibt sie sogar von den Straßen.

Man errichtet Mauern und versperrt die Eingänge von Häusern mit Gittern, um sich in einer illusorischen Sicherheit zu wiegen – auf Kosten all jener, die draußen bleiben müssen. Aber das wird nicht immer so sein. Der »Tag des Herrn«, von dem die Propheten sprechen (Am 5,18; Jes 2-5; Jo 1-3), wird die Barrieren zerschmettern, die zwischen den Ländern existieren, und an die Stelle der Arroganz der Wenigen die Solidarität der Vielen setzen. Dieser Zustand des Ausgegrenztwerdens, den Millionen Menschen erdulden müssen, kann nicht mehr lange andauern. Ihr Schrei wird lauter und umspannt die ganze Welt. Wie Don Primo Mazzolari schreibt, einer der großen Geistlichen Italiens und das prophetische Gesicht eines strahlenden und »unbequem« Klerus, der sich nicht auf seine Klerikalität zurückzieht: »Der Arme ist der beständige Protest gegen unsere Ungerechtigkeiten. Er ist ein Pulverfass. Wenn du es ansteckst, fliegt die ganze Welt in die Luft.«

Wir können uns nicht taub stellen gegenüber dem drängenden Ruf, den Gottes Wort an die Armen richtet. Wohin man auch schaut, verweist der Kompass der Heiligen Schrift darauf, wie viele Menschen nicht das zum Leben Nötigste besitzen. Er zeigt auf die Unterdrückten, die auf der Erde liegen, die Waisen, die Witwen, die Fremden, die Migrant*innen. Und Jesus hat keine Angst, sich mit diesem Heer der Unzähligen zu identifizieren: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« (Mt 25,40) Nicht denen, die mir gleich sind, nicht jenen, die zu meiner Schicht gehören, sondern den Niedrigsten, den Hungrigen, Durstigen, Nackten. Wer sich dieser Identifikation verweigert, der verwässert die Offenbarung, der verfälscht das Evangelium, der macht daraus eine folkloristische Schau, ohne die geringste Wahrhaftigkeit. Denn es gibt keine »ersten Plätze«

für die Christen, sofern nicht »die Letzten die Ersten« sind. Jene »Letzten«, die den Herrn jeden Tag anrufen und ihn bitten, sie vom Unglück zu befreien, unter dem sie leiden. Die Letzten aus den existenziellen Randbezirken unserer Städte. Die Letzten, die man betrügt und zum Sterben in der Wüste zurücklässt. Die Letzten, die man in den Straflagern foltert, missbraucht und vergewaltigt. Die Letzten, die sich den gewaltigen Wogen eines unruhigen Meeres aussetzen.

Kriege werden heute nur in bestimmten Regionen der Welt geführt, doch die Waffen, mit denen dort gekämpft wird, kommen von überall her. Aus jenen Ländern, die später die Flüchtlinge zurückweisen, die von diesen Waffen in diesen Konflikten überhaupt erst geschaffen wurden.

Was »Krieg« bedeutet, habe ich als Kind von meinem Großvater Giovanni gelernt. Diese leidvollen Geschichten hörte ich direkt aus seinem Mund. Der Krieg, in dem mein Großvater gekämpft hat, spielte sich am Piave ab.

Er war zwanzig Jahre alt und 1,66 Meter groß, mit lockigen Haaren und dunklen Augen, als man ihn wegen »schwach ausgeprägtem Brustkorb« bei der Musterung zunächst zurückstellte: Das war im Juli 1904. Der junge Mann wurde vom dreijährigen Wehrdienst befreit und kehrte nach Hause, nach Portacomaro, zurück. Zwei Jahre später, 1906, verlegte er seinen Wohnsitz nach Turin, wo er zuerst im Stoffgeschäft seines Onkels Carlo als Faktotum arbeitete. Er war einer der Ersten, die den Sprung in die Großstadt wagten, und fand später Arbeit in einem Café. Als »Liquorista«, wie man damals sagte, »Verkäufer von alkoholischen Getränken«. Eine Geschichte wie die vieler anderer junger Leute jener Zeit, die, als die großen Industriezentren entstanden, vom Land in die Stadt flohen, um ein selbstbestimmtes Leben und

besser entlohnte Arbeit zu suchen und Not und Entbehrungen hinter sich zu lassen.

Aber jeder Migrant hat einen Ort, an dem seine Seele lebt, und für die Bergoglios war dies der Bauernhof in Portacomaro, zwischen Haselnusssträuchern und steilen Hügeln. Auch aus diesem Grund bin ich im Februar 2001, nur wenige Stunden, bevor Johannes Paul II. mich zum Kardinal von Buenos Aires machte, die Straße nach Bricco Marmorito hinaufgestiegen. Ich habe die Hügel betrachtet, die Weinberge, das große Haus. Ich habe in der Erde gegraben und eine Handvoll mitgenommen. Hier kam mein Großvater zur Welt, hier war sein Vater Francesco gestorben. Hier lagen unsere Wurzeln. Ich würde auch später, als Papst, hierher zurückkehren, um meine Cousine Carla zu besuchen, die damals neunzig wurde. Mit ihr und mit Cousin Elio habe ich Agnolotti gegessen und Grignolino getrunken, den Wein dieser Gegend. Ich rufe sie immer noch manchmal an, und wir reden *piemontéïs* miteinander, die Sprache, die ich als allererste gelernt habe. Und wenn Elio gerade Boccia spielt, dann plaudern wir ein wenig mit allen. Dort bin ich immer noch Giorgio.

Aber es war in der Stadt, wo Giovanni Rosa kennenlernte, meine Großmutter. Rosa Margherita Vassallo war genauso alt wie er und wie er Migrantin. Sie war am Fuße der Wallfahrtskirche von Todocco zur Welt gekommen, in Piana Crixia in der Provinz Savona, an der Grenze zwischen Ligurien und Piemont. Doch sie war schon als Kind nach Turin gekommen, weil sie aus einer großen Familie stammte: Als achtes von neun Kindern wurde sie Rosa übergeben, einer Tante mütterlicherseits. Diese lebte als Hausmeisterin in einem großen Gebäude mitten in der Stadt. Ihr Mann Giuseppe war Schuster. Für die Eltern der kleinen Rosa, Angela und Pietro, meine Urgroßeltern, war das keine leichte Entscheidung gewesen. Sie hatten lange hin und